

LINDA R. OWEN **Distorting the Past: Gender and the Division of Labor in the European Upper Paleolithic.** (Tübingen Publications in Prehistory.) Kerns Verlag Tübingen 2005. 240 S., 36 Abb., 7 Tab. Hardcover. ISBN 3-935751-02-8.

Der Titel, den die Autorin für ihre Habilitationsschrift gewählt hat, ist provozierend und bringt ihre These auf den Punkt: Mit ihren Aussagen über jungpaläolithische Geschlechterrollen und Arbeitsteilung verzerre und verfälsche die Urgeschichtsforschung die Vergangenheit. Wer sich auf die fundierte und Schritt für Schritt nachvollziehbare Argumentation einlässt, wird nicht umhin können, dieser These am Schluss der Lektüre zuzustimmen. Raum für andere Sichtweisen lässt hingegen OWENS Erklärung, wie es zu dieser Verzerrung und Verfälschung der Vergangenheit durch die archäologische Forschung kommt. Dasselbe gilt auch für die dargelegte Sicht von der Rezeption der rekonstruierten Geschlechterrollen in anderen Wissenschaften und in der Gesellschaft. Außer Frage steht hingegen die Relevanz des angeblichen paläolithischen Geschlechtermodells in diesen Bereichen. Vor dem Hintergrund dieser breiten Rezeption wird auch die Relevanz dieses Buches deutlich, die sich nicht auf das archäologische Fachpublikum beschränkt, sondern bis in andere Wissenschaften und in aktuelle gesellschaftliche Debatten reicht.

Ausgangspunkt des Buches sind die stereotypen, auf die Subsistenz fokussierenden Darstellungen der Rollen von Männern und Frauen, die sich in Text und Bild in der Fachliteratur, in Museen und in Ausstellungskatalogen finden. Sie zeichnen das Bild einer Epoche, in der die Männer Waffen und Geräte herstellten, Großwild jagten und die Gruppe mit Nahrung und Rohstoffen versorgten. Sie sicherten den Hauptanteil der Subsistenz und hatten deshalb einen hohen Status. Die Frauen hingegen waren durch Hausarbeiten und Kinderbetreuung an den Lagerplatz gebunden. Zu schwach oder zu ungeschickt, um Silex zu schlagen, schwere Lasten zu tragen oder sich Nahrung zu beschaffen, waren sie und ihre Kinder von den Männern abhängig. Im Gegenzug erfüllten sie ihre Rolle als Köchin, Näherin und Dienstmädchen. Kinder – wenn sie überhaupt in diesen Szenarien auftauchen – beschränkten sich darauf, den Erwachsenen beim Arbeiten zuzuschauen. Die Verfasserin stellt fest, dass diese Bilder und ihre unmissverständlichen Botschaften hinsichtlich der unterschiedlichen Fähigkeiten und Bedeutung der Geschlechter im archäologischen Denken – wie auch in der Öffentlichkeit – tief verwurzelt und obendrein die einzigen Bilder vom Leben im Jungpaläolithikum sind. Dabei ist die wissenschaftliche Grundlage dieses Szenarios ausgesprochen dünn, zumal es bisher kaum Untersuchungen zu Geschlechterrollen und Arbeitsteilung in dieser Epoche gibt. Woher also stammen die Vorstellungen? Die Verfasserin vertritt die These, dass die notorische Überbewertung des Anteils der Männer bzw. Unterbewertung des Anteils der Frauen an der Subsistenzsicherung über ethnographische Analogien in das archäologische Denken gelangt sei und bereits die ethnographischen Studien einen großen Gender-Bias aufwiesen.

Ethnographische Analogien mit Bezug auf heutige bzw. historisch bekannte Polarvölker spielen bei sozialgeschichtlichen Interpretationen zum Jungpaläolithikum eine wichtige Rolle. Obwohl die Autorin dieser Form der Analogiebildung grundsätzlich positiv gegenübersteht, beschreibt sie die bisherige Praxis der Analogiebildung als problematisch: Einzelne ethnographische Quellen würden als univer-

sal gesetzt und unzulässige Generalisierungen aus kulturübergreifenden Studien würden ohne (quellen-)kritische Überprüfung unreflektiert übernommen und auf die Vergangenheit projiziert. Vor diesem Hintergrund unternahm die Verfasserin eine umfassende Neu-Lektüre und Neu-Bewertung ethnographischer Primärquellen sowie eine kritische Analyse von kulturvergleichenden Studien über Polarvölker. Unter Einbeziehung neuerer ethnographischer Literatur legt sie im Kapitel „The Distorting of the Ethnographic Record“ (7–53) anhand zahlreicher Beispiele überzeugend dar, dass die meisten ethnographischen Studien einen ausgeprägten Gender-Bias aufweisen und sich in ihnen genau die Geschlechterstereotypen finden, die uns aus der archäologischen Fachliteratur wohl bekannt sind: Auch hier zeigt sich eine Fokussierung – der überwiegend männlichen Berichterstatter und Ethnographen – auf die Großwildjagd und die Aktivitäten der Männer, während den Tätigkeiten der Frauen nicht dieselbe Aufmerksamkeit zuteil wird. Ähnliche Einschätzungen finden sich auch in hier nicht zitierten ethnologischen Arbeiten, die sich kritisch mit dem Gender-Bias im eigenen Fach auseinandersetzen.

Wie die Autorin mit einschlägigen Zitaten demonstriert, werden die Geschlechterstereotypen in der ethnographischen Literatur häufig mit der „Biologie der Frau“ begründet. Hinter diesem Ausdruck verbergen sich Vorstellungen von den zahlreichen Einschränkungen, die Frauen aufgrund ihres Körperbaus, ihrer Körperkraft und ihrer Reproduktionstätigkeit zugeschrieben werden. Aus diesen Vorstellungen wird eine vermeintlich biologisch begründete und damit quasi „natürliche“ Arbeits- und Rollenteilung zwischen den Geschlechtern abgeleitet, die universal sein soll und folglich auch auf die Urgeschichte übertragen wird: Körperliche Verfasstheit und Kinderbetreuungsaufgaben schränken Frauen auf Subsistenztätigkeiten ein, die in der Nähe des Hauses durchgeführt werden können, relativ monoton sind, leicht unterbrochen werden können und ungefährlich sind. Alle Aktivitäten, die physische Kraft, Mobilität, körperliche und geistige Hochleistungen erfordern oder die gefährlich sind, werden von Männern ausgeübt.

Diese Sichtweise von den körperlichen Unterschieden von Männern und Frauen wird von der Autorin mit Verweis auf entsprechende Untersuchungen kritisch hinterfragt und als ethnozentrisch kritisiert. Gerade ethnographische Studien enthalten – im vorgelegten Buch speziell auf diese Frage hin durchforstet – zahlreiche Belege dafür, dass Körperkraft und Mutterschaft keine „naturegegebenen“, sondern kulturell determinierte Faktoren sind, über die Frauen auf bestimmte Rollen und Tätigkeiten festgeschrieben und von anderen ausgeschlossen werden. Im Hinblick auf paläolithische Frauen kommt die Verfasserin deshalb zum Schluss: „... the idea of the weak prehistoric woman tied to the camp by motherhood is a myth. This myth is in direct contradiction to the labor performed by women throughout the world“ (52).

Doch welche alternativen Bilder lassen sich den Geschlechterstereotypen in Archäologie und Ethnologie entgegensetzen? Anregungen für neue Szenarien liefert die vorgenommene Neu-Lektüre von Arbeiten über Polarvölker, die die Autorin unter den folgenden Fragestellungen gegen den Strich gelesen hat: Welche Bedeutung hatten neben dem überbewerteten Großwild pflanzliche Nahrung, Fisch und Kleinwild für die Ernährung? Welche Rollen hatten Frauen bei der Beschaffung dieser Nahrungsmittel? Welche sonstigen Arbeiten neben der Großwildjagd und der Herstellung von Jagdwaffen und Geräten gehörten zu den Subsistenztätig-

keiten? Welche Kompetenzen und welches Wissen waren mit ihnen verbunden? Kann man bestimmte Gerätetypen mit dem Geschlecht der Hersteller/innen und Benutzer/innen korrelieren? Und welche Folgen haben diese Fragen für unser Verständnis der materiellen Kultur, der Geschlechterrollen und der Arbeitsteilung im europäischen Jungpaläolithikum?

Die Ergebnisse dieser Neu-Lektüre sind so vielfältig, interessant und teilweise auch überraschend, dass sie hier nicht zusammengefasst werden können. Deshalb im folgenden nur einige Beispiele, die illustrieren sollen, welches Potential in den entsprechenden Kapiteln mit Photographien von materieller Kultur verschiedener Polarvölker liegt: Pflanzen, Kleinwild, Vögel, Fisch, Insekten und Schalentiere spielten eine wesentliche Rolle bei der Ernährung. In manchen Gruppen lieferten diese Nahrungsquellen die Hälfte des jährlichen Kalorienbedarfs. Sie trugen nicht nur zur Ausgewogenheit und Abwechslung der Ernährung bei, sondern stellten – das galt insbesondere für Fisch und pflanzliche Nahrungsmittel wie Beeren und Wurzeln – auch verlässliche Ressourcen dar, mit denen fest gerechnet werden konnte. Die Beschaffung dieser Nahrungsmittel lag zu einem großen Teil bei den Frauen, aber auch bei Kindern und alten Menschen. Die Frauen unternahmen – z. T. mit den Kindern – lange Reisen, um pflanzliche Nahrungsmittel und Rohstoffe zu beschaffen, um zu fischen, Schlingen auszulegen oder um Fallen zu stellen. An Sammel- und Fischplätzen lebten sie oft in eigenen Camps, während die Männer Großwild jagten. Die Nutzung dieser Ressourcen war wichtig und beeinflusste die saisonalen Wanderungen und die Wahl der Wohnplätze. Gesammelt haben überwiegend die Frauen, die für das Sammeln und Verarbeiten von Pflanzen zahlreiche Geräte und sonstige Ausrüstungsgegenstände benutzten.

Hervorzuheben ist die überraschend große Bedeutung der Pflanzen: Es wurden mehr Pflanzenarten in größeren Mengen genutzt als allgemein realisiert. Außer als Nahrungsmittel dienten sie als Brennmaterial sowie als Rohmaterial für Kleidung, Matten, Körbe, Taschen, diverse Geräte und Teile der Behausungen. Auch Fische und Kleinwild lieferten Rohmaterialien; aus Fischhaut wurden beispielsweise Behältnisse und wasserdichte Parkas, aus Fellen ebenfalls Kleidung und Decken gefertigt.

Die vorgelegte Zusammenstellung zeigt, dass die Subsistenztätigkeiten bei Polarvölkern wesentlich vielfältiger und komplexer waren, als gemeinhin angenommen wird. Im Hinblick auf die Frage nach der geschlechtsspezifischen Organisation dieser Tätigkeiten wird deutlich, dass es in allen Gruppen zwar eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gab, dass diese aber nicht alle anfallenden Tätigkeiten betraf. Vielmehr gab es auch eine Reihe von Arbeiten – z. B. das Flickern von Kleidung und Schuhen –, die sowohl von Frauen als auch von Männern verrichtet wurden. Auch war die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern bei weitem nicht so rigoros und starr, wie man das infolge des Gender-Bias meinen könnte. So gibt es diverse Belege dafür, dass das verbreitete Schema – das Töten von Großwild ist Männerangelegenheit, Frauen sind an Großwildjagden als Treiberinnen beteiligt, jagen (und töten) selbst aber nur Kleinwild, fischen und sammeln – nicht immer zutrifft. Allerdings scheinen Großwild jagende Frauen Ausnahmen gewesen zu sein, die mit speziellen Situationen verbunden waren. Dazu gehörten beispielsweise der Tod des Partners oder der Umstand, dass in einer Familie überwiegend Töchter geboren worden waren.

Während die Verfasserin sich intensiv mit Fragen der geschlechtsspezifischen Organisation der Subsistenztätigkeiten auseinandersetzt, streift sie die Rolle, die das Alter dabei spielt, nur am Rande. Sie erwähnt zwar im Zusammenhang mit konkreten Beispielen, dass Kinder und alte Menschen an bestimmten Tätigkeiten beteiligt waren und dass Frauen nach der Menopause Freiräume für neue Tätigkeiten und Rollen hatten, doch die Bedeutung des Alters bei der Arbeitsteilung wird nicht systematisch ausgelotet. Das wäre indessen lohnend gewesen – insbesondere auch im Hinblick auf die Fragen, ab welchem Alter das Geschlecht der Kinder überhaupt eine Rolle spielte und mit welchem Alter die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung einsetzte.

Was die von der Autorin formulierten Fragen rund um die materielle Kultur betrifft, so wird deutlich, dass die meisten Gerätetypen für mehrere Tätigkeiten eingesetzt wurden, die teilweise von Männern, teilweise von Frauen, zum Teil aber auch von beiden ausgeübt wurden. Die in der Archäologie verbreitete Annahme, dass bestimmte Artefakttypen mit dem Geschlecht der Benutzer/innen korrelierten, findet im ethnographischen Quellenmaterial keine Bestätigung. Das gilt auch für die Vorstellung, dass Frauen überwiegend weiche, Männer hingegen harte Materialien verarbeitet hätten. Üblicherweise wurden die Geräte nämlich von den Personen hergestellt, die sie benutzten – und das waren bei vielen Geräten sowohl Männer als auch Frauen.

Ausgehend von ihren Schlussfolgerungen aus der ethnographischen Literatur unternimmt OWEN zwei archäologische Fallstudien zu den Themen „Subsistence in the Magdalenian of Southwest Germany“ (107–149) und „Gender and the Reconstruction of Upper Paleolithic Artefact Use“ (151–174). Die erste Fallstudie zielt darauf ab, auf Basis archäologischer und umweltgeschichtlicher Daten ein möglichst umfassendes Bild von der Subsistenzbasis im Magdalénien zu erhalten. Da in den bisherigen Rekonstruktionen die Großwildjagd eine zentrale Rolle spielt, sucht die Autorin gezielt nach Daten, welche die Nutzung von bisher wenig beachteten bzw. weniger stark gewichteten Nahrungs- und Rohstoffquellen beleuchten; dafür bezieht sie teilweise Fundstellen außerhalb ihres Arbeitsgebietes ein. Auch wenn bislang erst wenige archäobotanische Untersuchungen vorliegen, zeigen die vorhandenen Umweltdaten, dass es im Jungpaläolithikum in Südwestdeutschland eine Reihe von Pflanzen gab, die – analog zu ihrer Nutzung bei Polarvölkern – als Nahrungsmittel und Rohstoffe verwendet worden sein könnten. Dass auch Kleinsäuger, Vögel und Fische im Jungpaläolithikum eine weitaus wichtigere Rolle gespielt haben dürften als bisher angenommen, leitet die Autorin aus archäozoologischen und archäologischen Daten ab. Aus ihrer Sicht waren die jungpaläolithische Subsistenzbasis wesentlich breiter und die aus ihr resultierenden Tätigkeiten auch um einiges vielfältiger als in der Fachliteratur dargestellt.

In der zweiten Fallstudie wird der Frage nachgegangen, ob und wie sich Tätigkeiten von Männern bzw. Frauen aus den Artefakten erschließen lassen. Es wird festgestellt, dass in der Fachliteratur auch bei der Frage des Artefaktgebrauchs die oben beschriebenen Geschlechterstereotypen den Hintergrund für die bisherigen Interpretationen bilden: Die Artefakte werden „vergeschlechtlicht“, indem man bestimmte Typen Frauen oder Männern zuschreibt. So gelten Nadeln und Pfieme als typisch weibliche Artefakte und werden zuweilen sogar als Indikatoren für die An- bzw. Abwesenheit von Frauen betrachtet. Knochenspitzen werden hingegen

mit Großwildjagd und damit mit Männern verbunden. Durch den Verweis auf entsprechende ethnographische Quellen, Gebrauchsspurenanalysen an Fundstücken und eigene Versuche mit Repliken bricht die Autorin dieses stereotype Schema auf. Sie zeigt, dass viele Geräte – wie bei Polarvölkern – multifunktional gewesen sein dürften und vermutlich zum *toolkit* von Frauen und Männern gehörten. Die vorgelegten Ergebnisse sind richtungweisend – allerdings wird an ihnen auch eine Schwierigkeit der archäologischen Geschlechterforschung deutlich: Aus den Geräten selbst ist nicht zu erschließen, ob sie von Frauen oder Männern hergestellt und benutzt wurden. Wollen wir dennoch Aussagen über Aspekte der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern machen, müssen wir diese – wie die Verfasserin es auch tut – durch ethnographische und anderen Analogien abstützen. Gegen Analogieschlüsse im Bereich der archäologischen Gender Studies wird oft eingewandt, dass sie „nur“ Phänomene aus jüngerer Zeit in die Vergangenheit projizierten. Dieser Einwand lässt sich freilich auch gegen die Übertragung der hier beschriebenen Geschlechterstereotypen anbringen. Der qualitative Unterschied ist, dass fundiert recherchierte ethnographische Analogieschlüsse eine Reflexion der eigenen kulturellen Muster beinhalten, eine beträchtliche Erweiterung der denkbaren Interpretationen mit sich bringen und somit neue Sichtweisen – und damit auch neue Forschungsfragen! – anregen. Genau dies ist bei der üblichen analogen Übertragung der Geschlechterstereotypen nicht der Fall. Sie zementiert ethnozentrische Interpretationen und behindert dadurch innovative sozial- und geschlechtergeschichtliche Forschung.

Eine weitere Möglichkeit, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Geschlechterrollen in der Urgeschichte zu beleuchten, stellen anthropologische Untersuchungen dar. Das geschlechtergeschichtliche Potential der Anthropologie hat die Verfasserin in ihren Fallstudien nicht berücksichtigt. Anthropologische Untersuchungen zu Fragen geschlechtsspezifischer Frakturen, Pathologien, Abnutzungserscheinungen, Aktivitätsmustern auf Basis von Muskelmarken, Lebenserwartung, Stressmarkern, Migration oder Ernährung wären indessen eine wichtige Ergänzung zu den ethnographischen Analogien, mit denen im rezensierten Werk vorrangig gearbeitet wurde. Anthropologische Untersuchungen eröffnen Erkenntnisse, die unmittelbar aus urgeschichtlichen Quellen gewonnen werden. Damit ermöglichen sie einen direkten Zugang zu den damaligen Lebensverhältnissen und sollten – auch wenn es für das Jungpaläolithikum Südwestdeutschlands bisher kaum entsprechende Untersuchungen gibt – zumindest als methodischer Ansatz, den man in künftigen Forschungen konsequent berücksichtigen sollte, erwähnt werden.

OWEN belässt es nicht dabei, die alten stereotypen Bilder zu dekonstruieren und zu kritisieren, sondern sie entwirft auf Basis ihrer Forschungen auch eine alternative Sichtweise: „I would propose a new picture of Upper Paleolithic life which portrays a wide range of cultural and individual variation. It would include strong, active women who walked for long distances, carried heavy burdens and contributed substantially to subsistence. I can visualize women and men of all ages travelling through the landscape and pursuing a wide range of resources through hunting, trapping/snaring, fishing and gathering. There would be women and men who made their own tools and used them to work a wide variety of resources including plant materials, small pelts and fish skins. The picture would also show

men and women who cared for their children and taught them their skills. Most importantly, this new perspective of life during the Upper Paleolithic would show people of all ages who lived together, worked together and laughed together" (188).

Auf sieben Lebensbildern, welche die Autorin in Auftrag gegeben hat, werden ihre Vorstellungen vom Leben im Jungpaläolithikum visualisiert. Die dargestellten Szenen erweitern den extrem beschränkten, da im Wesentlichen auf Jagd und Geräteherstellung reduzierten Themenkanon archäologischer Lebensbilder zum Paläolithikum beträchtlich. Sie zeigen Themen wie „A Magdalenian man sewing his boots, while his father plays with the children" (148, Abb. 26) oder "An Upper Paleolithic woman carving a female figurine while conversing with a friend" (187, Abb. 36), die möglicherweise noch nie bildlich in Szene gesetzt wurden. Auch wenn man einzelne Aspekte, so z. B. das Kleinfamilienmodell oder die offenbar weitgehende Geschlechtertrennung – in Frage stellen könnte, sind diese Szenen ein wohltuender Kontrast zu alle den heldenhaften Jägern, die die meisten Lebensbilder zum Paläolithikum bevölkern und schon fast zur ikonographischen Kurzformel für den längsten Abschnitt der Menschheitsgeschichte geworden sind. Doch die neu entworfenen Bilder wirken vermutlich nicht auf alle Betrachter/innen wohltuend, sondern dürften auch provozieren. Es ist zu hoffen, dass die Provokation nicht bei emotionaler Ablehnung stehen bleibt, sondern zu einer Auseinandersetzung mit ihnen, im Idealfall sogar zu gezielten Forschungen anregt – und sei es aus der Motivation heraus, diese provozierenden Szenen zu widerlegen.

Nach so viel Zustimmung seien am Schluss einige kritische Töne angefügt. Sie betreffen die Schlussfolgerungen zur Herkunft und Relevanz der Geschlechterstereotypen, die von OWEN als Ursache für die kritisierte Verfälschung der Vergangenheit angeführt werden. Die Autorin ist der Ansicht, dass die in der paläolithischen Forschung so wirkmächtigen Geschlechterstereotypen ursprünglich aus der ethnographischen Literatur stammen und durch ethnographische Analogieschlüsse in die Archäologie unbemerkt übertragen worden seien. Aus der Archäologie hätten sich die Geschlechterstereotypen in andere Wissenschaften verbreitet, wo sie – wie an Beispielen aus Hirnforschung und Psychologie eingängig dargelegt wird – als Erklärungsmuster für die unterschiedlichsten Phänomene fungieren. Mittlerweile sei eine breite gesellschaftliche Rezeption des angeblichen urgeschichtlichen Geschlechtermodells festzustellen, deren Niederschlag beispielsweise in Schul- und Kinderbüchern oder auch in Bestsellern zu fassen sei; letztere kreisen um Unterschiede zwischen den Geschlechtern und haben klingende Titel wie „Der kleine Unterschied. Warum Frauen und Männer anders denken und fühlen" (S. RIEDL & B. SCHWEDER 1997) oder „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen" (A. & B. PEASE 2002).

Dass sowohl in anderen Wissenschaften als auch in vielen gesellschaftlichen Zusammenhängen mit dem angeblichen urgeschichtlichen Geschlechtermodell argumentiert wird, ist ein wichtiges Faktum, und es ist sehr zu begrüßen, dass diesem Aspekt im rezensierten Buch so viel Aufmerksamkeit eingeräumt wird. Allerdings habe ich eine andere Sicht hinsichtlich Herkunft und Rezeption dieses Konstruktes. Die von der Autorin aufgestellte lineare Abfolge greift zu kurz:

1. Entwicklung und biologische Begründung der Geschlechterstereotypen in der Ethnographie, 2. Rezeption in der Archäologie, 3. via Archäologie Rezeption in anderen Wissenschaften und 4. Rezeption in der Gesellschaft durch Popularisierung. Die beschriebenen Geschlechterstereotypen und Dichotomien sind keine Erfindung von Ethnographen, sondern integraler Bestandteil des bürgerlichen Geschlechtermodells, das im 18./19. Jahrhundert entwickelt wurde und auch heute noch ein elementarer Bestandteil unserer kulturellen Identität ist. Damals wurden essentielle Unterschiede zwischen Frauen und Männern definiert, indem man ihnen einen spezifischen „Geschlechtscharakter“ zuschrieb, den die Historikerin K. HAUSEN als ein „Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen“ charakterisierte (in: Hrsg. W. CONZE, Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, 363–393. Stuttgart 1976). Die Legitimation dieses neuen Geschlechtermodells ruhte auf zwei Säulen: auf seiner angeblichen „Natürlichkeit“ und seiner angeblichen „Ursprünglichkeit“. Die „Natürlichkeit“ wurde und wird biologisch begründet – für Ursprungsfragen ist neben der Theologie bekanntlich die Geschichte, insbesondere die Urgeschichte, zuständig (s. B. RÖDER in Ethnogr.-Arch. Zeitschr. 45, 2004, bes. 513 f.; <http://pages.unibas.ch/arch/sozgesch/tp3.htm>).

Trotz der Veränderungen, die sich in jüngster Zeit in den Geschlechterverhältnissen bei uns beobachten lassen, ist das westliche bürgerliche Geschlechtermodell nach wie vor aktuell und prägend: Es liefert die Hintergrundfolie dafür, worin wir die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Frauen und Männern sehen, welche Fähigkeiten wir ihnen zuschreiben, welche Aufgaben und Rollen wir für angemessen halten, dass wir uns im Gegensatz zu anderen Kulturen nur zwei Geschlechter vorstellen können und vor allem auch dafür, was wir als die „ursprüngliche“ Form des Geschlechterverhältnisses betrachten. Stellt man die von OWEN beschriebenen Geschlechterstereotypen in diesen Kontext, wird auch die ungemein breite und nachhaltige Rezeption des vermeintlichen urgeschichtlichen Geschlechtermodells in Wissenschaft und Gesellschaft verständlicher. Das „urgeschichtliche Geschlechtermodell“ erfüllt eine gesellschaftliche Funktion, die es zu reflektieren gilt – und diese Reflektion wird im vorliegenden Buch angestoßen. Neben dem wissenschaftlich anregenden Ergebnissen ist es dieser Punkt, der das Buch so lesenswert macht.

BRIGITTE RÖDER

Anschrift der Rezensentin
Prof. Dr. B. Röder
Institut für Prähistorische
und Naturwissenschaftliche
Archäologie
Universität Basel
Spalenring 145
4055 Basel
Schweiz
E-Mail: brigitte.roeder@unibas.ch